Nr. 296. 4. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postkatalogs 2616) ohne Bringegeld vierteljährlich ℳ 4,20; durch die Kolportöre wöchentlich 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Stolten in Hamburg.

Freitag, den 19. Dezember 1890.

Anzeigen werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt und Vermiethungsanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaux.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Hierzu eine Beilage.

Die Theologie im Kampfe wider die Sozialdemokratie.

II.

□ Die Theologie weiß, daß der demokratische Sozialismus nicht einseitig ist, daß er nicht nur mit der Erörterung und Lösung bestimmter wirthschaftlicher, sozialer und politischer Einzelfragen sich beschäftigt, daß er auf den ganzen Gesellschaftsbau mit all seinen Zusammenhängen sich richtet und der Vorbote eines neuen Gesellschafts-Prinzips ist. Der demokratische Sozialismus bedeutet die Anwendung der ganzen Summe menschlichen Wissens auf die soziale Entwicklung. Das ist's, was die Theologie allen Grund hat, zu fürchten, denn darunter muß auch der letzte Ueberrest ihrer einst so gewaltigen Herrschaft zusammenbrechen.

Die sozialen Kämpfe waren stets und sind heute erst recht die denkbar schärfste Verneinung der theologischen Gottheit und ihres Weltregiments. Die Menschheit wendet ihr Auge ab von derselben und richtet es auf sich selbst und die wirkliche Welt. Sie folgt der Erkenntniß, daß sie ein berechtigter und nothwendiger Theil der Welt, nicht ein unberechtigtes Geschlecht ist, das eine bloße Gnadenexistenz zu führen und den Anspruch auf sein Glück einer übernatürlichen Macht zu verdanken, oder gar aufzuopfern habe. Sie lernt sich als ihren eigenen Herrn und ihren eigenen Zweck erkennen und zugleich dadurch sich dem Gesammtzweck der Welt anschließen. Sie lernt ihr Streben allein auf ihr irdisches Glück richten, wenn sie verlernt hat, das Unglück als eine ihr von der Gottheit auferlegte höhere Verpflichtung anzusehen; sie lernt ihr Glück hier auf Erden suchen, wenn sie einsieht, daß es sonst nie und nirgends zu finden ist. Sie lernt erkennen, daß es Thorheit und Frevel ist, die große Masse ihrer Glieder von einem Glück auszuschließen, das nur in ihr selbst seine Quelle hat. Und damit dieser Frevel aufhöre, macht sie aus dem Menschenglück eine gemeinsame Menschheitssache. Sie will das, was man „christliche Liebe“ nennt, durch erlösende Akte der Sozialgerechtigkeit in wirkliche Menschenliebe verwandeln.

Wenn der Glaube an die von der Theologie gelehrten überirdischen Mächte aufhört, so hört selbstverständlich auch jede Verpflichtung auf, welche die Theologen dem Menschen gegen jene Mächte auferlegen wollen, und nur die Pflicht des Menschen gegen sich selbst und Seinesgleichen bleibt übrig. Die „theologische“ Moral wird zu einer menschlichen gemacht. Als die Quelle der menschlichen Pflichten wird das gemeinsame Menschenrecht erkannt und bei der Nichterfüllung dieser Pflichten wird der Ausweg, sich auf „höhere“ Pflichten zu berufen oder darauf zu verweisen, rein abgeschnitten. Mit den Pflichten gegen den Menschen kann keine sogenannte „höhere“ Pflicht mehr in Kollision kommen; ebensowenig mit dem Menschenrecht ein sogenanntes „höheres“ Recht. Kein Mensch mehr kann sich auf „Gottes Gnade“ und auf „Gottes Wille“ berufen, wo er den Nebenmenschen ihre Rechtsgleichheit absprechen, sie ausbeuten, unterdrücken und zu andern Zwecken benutzen will, als die auf dem Wege ihres Menschenglücks vorgeschrieben stehen. Die theologische Rangordnung unter den Menschen, welche Einzelne wie halb „göttliche“ Wesen in einen künstlichen Nimbus über die Anderen erhebt und den Reichen die Vormundschaft über die Armen zuweist, wird ihres Fundaments beraubt und zusammenstürzen. Beruht etwa die Erniedrigung europäischer Völker im Grunde auf einem andern Fundament, als z. B. die Erniedrigung der Chinesen? Das soziale und politische Leben der ganzen zivilisirten Welt ist noch von den Fiktionen und Erniedrigungen der Theologie durchdrungen und verdorben. Die Theologie ist das Mittel, wodurch überall da ein Theil der Menschheit sich äußerlich über den Menschen erhoben hat, um den anderen Theil unter den Menschen erniedrigen zu können; sie war stets die beste Stütze des unterdrückenden und bevormundenden Geistes kirchlicher, staatlicher und sozialer Autorität. „Im Namen der Kirche! Im Namen des Staats! Im Namen der Gesellschaft!“ Unter dieser dreifachen Zauberformel hat von jeher Herrschbegier und Selbstsucht Einzelner den Geist, den Willen und die Arbeitskraft der Völker gefesselt und ausgebeutet. Die Armuth, die Unfreiheit, die Unwissenheit der Volksmassen hat die Theologie als Nothwendigkeiten vertheidigt; und dann hat sie, um zu verhindern, daß in den Armen und Unterdrückten die menschlichen Instinkte rebellisch werden, die „erbarmende Liebe“ gepredigt. Und um dem berechtigten Einwurf zu begegnen, das sei doch nur ein Mittel zu einem sehr materiellen selbstsüchtigen Zweck, konstruirte sie die Lehre, daß die „erbarmende Liebe“ gegen die Armen zu üben sei „um Gottes willen“.

Das arbeitende Volk ist stets bereit gewesen, auf die „erbarmende Liebe“ zu verzichten um seines **Rechtes** willen, zu Gunsten wahrer Menschenliebe, die aus der Gerechtigkeit sich heraus gebiert, — der menschlichen, der sozialen Gerechtigkeit, der die Theologie immer so grimmig feind war.

Ja, die Herren Theologen mögen sich drehen und wenden wie sie wollen, — um die Thatsache kommen sie nicht herum, daß die ganze geschichtliche Entwicklung mit ihren ewigen sozialen Kämpfen, in welchen unterdrückte Klassen zu Freiheit und Rechtsgenuß sich aufringen, eine einzige immer entschiedener sich äußernde Verneinung und Abweisung ihrer Lehren und ihres vorgeblichen „göttlichen Berufes“ ist. Nie haben die Armen und Unterdrückten sich zufrieden gegeben mit der theologischen Predigt von der „erbarmenden Liebe“ und dem „Schutz der Kirche“. Das menschliche Bewußtsein hat den Sieg behalten über die Macht des theologischen Dogmas; dieses Dogma konnte jenes Bewußtsein nicht ertödten!

Und heute glaubt die Theologie Herr über dasselbe werden zu können? Wir behaupten: **sie glaubt das nicht,** sie heuchelt nur solchen Glauben! Sie sieht, wie Staat und herrschende Klassen der Sozialdemokratie mit **realen Machtmitteln** zu Leibe gehen; sie giebt sich der trügerischen Hoffnung hin, daß es den herrschenden sozialpolitischen Machtfaktoren gelingen werde, den demokratischen Sozialismus zu überwinden — und da erklärt die Theologie, der realen Macht mit der „Religion“ zu Hülfe kommen zu müssen. Sie erfüllt die Welt mit ihrem Kriegsgeschrei und geberdet sich, als könne sie des Himmels vernichtende Blitze auf die „Verführer und Verderber des Volks“ herableiten. Und wenn der realen Macht das Unmögliche möglich wäre, den Sozialismus zu vernichten, die Sozialdemokratie zu zerstören, dann würde die Theologie kommen und erklären: „Sehet, die Macht der Religion, der Kirche hat gesiegt.“ Den Sieg der realen Macht würde sie für sich in Anspruch nehmen, um ihre Position neu zu befestigen. Sie weiß sehr wohl, daß bei ihr die Entscheidung des Kampfes, wie sie dieselbe im Bunde mit den reaktionären Staatsgewalten und dem Kapitalismus erhofft; nicht liegt, daß sie in dem Kampfe nur die religiöse Janitscharenmusik macht, aber dem Gegner nicht gefährlich ist. Denn die Ueberzeugung ergreift mit Nothwendigkeit immer weitere Volkskreise, daß der „soziale Friede“, den die Theologie will, nichts Anderes ist, als ein Vertrag der Knechtschaft. Und wenn sie behauptet, die Kirche müsse „wieder werden das Gewissen der Völker“, so ist ihr zu entgegnen: daß die Kirche das niemals war. **Trotz** Theologie und Kirche unter dem entschiedensten Widerstande sind die Völker bei ihrer Kulturentwicklung dem eigenen Gewissen gefolgt; niemals haben sie die der Vernunft spottende theologische Lehre, daß das Leben des Einzelnen wie der Gesammtheit seinen Zweck nicht in sich selber habe, respektirt. Die ganze Weltgeschichte offenbart die große Wahrheit, daß das Leben der Menschheit, sein Gesetz und seine Regel, seinen Zweck und seine Ziele in sich selbst trägt.

Und gemäß diesem Gesetz und Zweck wird die Moral und jede gesellschaftliche und staatliche Einrichtung immer mehr auf den Boden des menschlichen Rechts gestellt. Alles Böse wird mehr und mehr nur noch in der Ausartung des menschlichen Egoismus erkannt, der sich gegen den Nebenmenschen kehrt. Diejenigen werden als die schlechtesten Menschen erkannt, welche ihren Mitmenschen das Menschenwohl oder die Mittel zum Glücke schmälern und sie zu Mitteln selbstischer Zwecke herabwürdigen. Die Mittel zum Glück aber bestehen in der Freiheit, in der Bildung und in der gerechten Betheiligung an den materiellen Gütern. Wer den Menschen diese Mittel raubt oder schmälert, der begeht die höchste Pflichtwidrigkeit, der ist ein Feind der Menschheit und der Beruf auf die „Freundschaft Gottes“ kann ihn nicht retten.

Die Volksmassen haben der Theologie zu erklären: „Hinweg! Die ungezählten Millionen, die Jahrhunderte hindurch „im Namen Gottes“ und unter dem Schutze des Glaubens an Gott vom herrschenden Privilegium gedrückt, mißhandelt, gemordet, ausgebeutet und um ihre Menschenbestimmung betrogen wurden, zeugen wider Dich und Deine sogenannten „Heilswahrheiten“, die nichts zu heilen vermögen!“ —

Der Verfall der theologischen Autorität bedeutet den Eintritt des freien Menschen in die unendliche Welt. Damit ist die Bahn der geistigen Welteroberung, der höheren Anschauung und Entwicklung, wie die Naturwissenschaft sie vorgezeichnet, gebrochen.

Die Zeichen der Zeit winken von allen Seiten, und wer da kann und will, mag sie entziffern! Die feurige Schrift erscheint auf der Wand, der Spruch ist gesprochen, — die Herrschaft des Aberglaubens in jeder Form, die schon längst im Verfall begriffen ist, soll untergehen. Und an dem neuen Leben, welches in die chaotische Masse gehaucht wird, soll es sich klar offenbaren, daß von Anfang an kein Mißton, keine Unangemessenheit, keine Unterbrechung und keine Einmischung von oben in die menschlichen Angelegenheiten stattgefunden hat, sondern daß alle Begebenheiten um uns her, alle auf die Weiterentwicklung im sozialen Leben wirkenden Faktoren Theile eines einzigen Systems sind, welches von einem einzigen herrlichen Prinzip allgemeiner unverrückbarer Regelmäßigkeit durchdrungen ist.

Das Walten dieses Prinzips kann die Theologie nicht verhindern; aber sie selbst wird darunter zu Grunde gehen!

Von der Weltbühne.

Die Ersatzwahl zum Reichstage für den Wahlkreis Bochum ist auf den 29. Dezember angesetzt worden.

Einen sehr vernünftigen Beschluß hat der Bundesrath gefaßt. Die reaktionäre Mehrheit des Reichstages hatte, wie erinnerlich sein wird, zu Anfang dieses Jahres einen Beschluß dahin gefaßt, daß Einjährig-Freiwillige, welche Studenten der Theologie einer innerhalb des Deutschen Reiches bestehenden Kirche oder Religionsgesellschaft sind, in Friedenszeiten auf ihren Antrag nach halbjährigem Dienst mit der Waffe, das zweite Halbjahr in der Krankenpflege dienten könnten. Der Bundesrath hat sich, wie mitgetheilt, vor einigen Wochen mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Dem Vernehmen nach hat es der Bundesrath abgelehnt, diesem Antrage Folge zu leisten.

Wir sind gewiß für möglichste Beschränkung der Militärdienstzeit. Aber grade den jungen Leuten, die sich den mühlosesten aller Studien ergeben, solche Privilegien einzuräumen, das würde ein gröbliches Unrecht sein gegenüber all den Anderen, für die beim Militärdienst wichtigere Interessen in Frage kommen.

Vom Elend der preußischen Volksschule. — Nach dem neuen Jahrgange des Amtskalenders für Schulinspektoren und Lehrer im Reg.-Bez. Merseburg sind gegenwärtig im Regierungsbezirk Merseburg 85 Lehrerstellen unbesetzt. 148 Lehrer unterrichten 100 und mehr als 100 Kinder, davon 51 mehr als 120. Die höchsten auf eine Lehrkraft kommenden Schülerzahlen sind 152, 154, 160, 193, 1971. In 27 Städten des Regierungsbezirks besteht eine Gehaltsskala, viele kleine und selbst eine Reihe mittlerer Städte haben eine solche noch nicht. Das Anfangsgehalt bewegt sich zwischen 750—1200 ℳ, das Höchstgehalt, das in 20—40 Dienstjahren erreicht wird, zwischen 1350—2700 ℳ. Die besten Gehaltssätze hat Halle mit 1200—2700 ℳ. Das Höchstgehalt wird in 31 Dienstjahren erreicht. (!!!) Da soll Jemand Lust zum Amt eines preußischen Volksschullehrers haben oder behalten!

Mittelalterliche, feudale Zustände herrschen noch in einem Theile des „auf der Höhe der Kultur“ stehenden Deutschen Reiches — in Meklenburg. Dortige Bauern bringen diese Zustände in Petitionen zur Kenntniß des Reichstages. Man kann aus ihnen lernen, wie sehr dort der Bauer unter die Sonderinteressen des großen Grundbesitzes gebeugt ist.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat man sich jüngst mit Jagdordnung und Wildschaden beschäftigt, Gegenständen, bei denen der „Bruder Bauer“ immer am sichersten erkennen kann, wie ehrlich es das Junkerthum mit der „Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes“ meint. Auch in Meklenburg giebt es gewaltige Nimrods; aber leider hat man dort nicht minderen Anlaß zu Klagen über Wildschaden als in Preußen. Im Gegentheil, dort lebt man noch in den vorsintfluthlichen Anschauungen, einmal, daß der Grund und Boden des Volkes im Allgemeinen dem Landesherrn und nur in den Gebieten der Landesklöster der Klosterverwaltung, in den Rittergütern und Städten den bezüglichen Besitzern gehöre, während die Bauern nur erbliche Nutznießer seien und zweitens, daß auf dem Boden dieser Nutznießer das Jagdrecht dem „Obereigenthümer“, also dem Landesherrn oder dem Klosterprobst, oder dem Rittergutsbesitzer gehöre. Mehr und mehr hegt man in Meklenburg einen üppigen Wildstand, und mehr und mehr verwüsten Hirsche und Schweine die Grundstücke der kleinen Leute, denen es nicht nur verwehrt ist, das Raubzeug zu erlegen, sondern es selbst durch blinde Schreckschüsse zu verjagen, und denen sogar die Haltung von Hunden nur unter Beobachtung von allerlei erschwerenden Vorsichtsmaßregeln erlaubt ist. Von Wildschadenersatz ist gesetzlich überhaupt erst die Rede, wenn der Wildstand „in Folge nachlässigen und ungenügenden Jagens stärker anwächst, als erforderlich ist, um der Jagd eine nachhaltige, der Größe und Bodenbeschaffenheit der Jagdgebiete entsprechende Ausbeute zu liefern“. In der Praxis heißt das, Ersatz für Wildschaden giebt es regelmäßig überhaupt nicht, zumal die Erbpächter auf den Domänen bei Verleihung der bäuerlichen Grundstücke durch die Verwaltung kontraktlich auf allen und jeden Ersatz etwaigen Wildschadens der Grundherrschaft gegenüber verzichten mußten. Alle demüthigen Bitten um Schutz gegen das Wild werden in den Petitionen an den Reichstag als fruchtlos bezeichnet.

Die meklenburgischen Bauern bitten nun eindringlich, das Reich möge ihnen helfen, das bürgerliche Gesetzbuch möge auch die Wildhegung einschränken und den Wildschadenersatz feststellen. Ob diese Hoffnungen berechtigt sind? Wenn wir auf die preußischen Zustände blicken, können wir uns leiser Zweifel nicht erwehren. In England, in Amerika wird man solche Verhältnisse für undenkbar halten. Allein nicht umsonst hat Meklenburg die größte Auswanderung, und nicht umsonst geht dort die Zahl der Bauern zurück, wo sich die Jagdgründe des Großgrundbesitzers erweitern. Das deutsche Jagdrecht, das sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, ist allmälig zu einer unerträglichen Ironie auf die Gerechtigkeit und Menschlichkeit geworden, und es wäre an der Zeit, daß ein wenig von dem Geiste der neuen Sozialpolitik auch in das Verhältniß des Großbesitzerthums zum Bauernstande getragen würde.

Den in die Brüche gegangenen Bismarck-Kultus vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren und wenigstens noch ein Stückchen „Nimbus“ dem abgethanen „großen“ Staatsmann zu erhalten, — diese recht undankbare Aufgabe haben bekanntlich die „Hamburger Nachrichten“ übernommen.

Und so kann's denn nicht fehlen, daß sie in ihrer Morgennummer vom 18. d. M. und zwar an der Spitze derselben, ein drei und ein halb Spalten langes Telegramm über „Fürst Bismarck in Berlin“ veröffentlicht. Dasselbe beginnt wie folgt:

„Die von den hiesigen Blättern nach einer Meldung der „Hamburger Nachrichten“ verbreitete Kunde, daß Fürst Bismarck auf der Reise nach Friedrichsruh die Reichshauptstadt passiren werde, hatte sich wie ein Lauffeuer im Publikum verbreitet und Schaaren patriotischer Verehrer des großen Staatsmannes zunächst nach dem Stettiner Bahnhofe, der Ankunftsstätte des Fürsten geführt.“

Natürlich, die Meldung des Leiborgans Sr. Durchlaucht hat nur den Zweck gehabt, ein Häuflein von der Hurrahkanaille auf die Beine zu bringen. Die „patriotischen Verehrer des großen Staatsmannes“ verstehen sich auf solchen Rummel. Es giebt auch Leute, die sich's ein Stückchen Geld kosten lassen, Hurrahschreier zu werben. Daß der ganze Vorgang, wie er im Bismarck-Organ geschildert wird, eine **Mache** ist, deren Spitze sich wider die gegenwärtige Regierung richtet, ist offenbar. Die „Begeisterung“ der Masse soll keine Grenzen gekannt, „tausendstimmige Hochs“ sollen „die Luft erschüttert“ haben. Daß die Hurrahradaumacher verbummelte Studenten waren, die frischweg von der Kneipe in den frühen Morgenstunden sich an den Bahnhof begeben hatten, müssen wir zu den Mittheilungen des Leiborgans berichtigend bemerken. Das schildert nun weiter, wie des „großen Staatsmannes imponirende Gestalt“ am Wagenfenster sichtbar geworden und „ein elementarer Impuls die Massen (es mögen etwa 300 Schreier gewesen sein) zu immer großartiger, anschwellenden Stürmen patriotischer Begeisterung fortgerissen habe“.

Ferner, wie der „große“ Staatsmann scherzhafte Aeußerungen gemacht, die (trotz ihrer Geistlosigkeit oder vielleicht grade deshalb!) „stürmische Heiterkeit“ und „jubelnden Beifall“ hervorriefen. So heißt es u. A. in dem Telegramm:

„Beim Ueberblicken fiel jetzt des Fürsten Blick auf einen Schutzmann, der sich vergeblich abmühte, die Menge etwas im Zaum zu halten. „Ich habe lange keinen Schutzmann gesehen,“ äußerte er lächelnd, während die Menge in stürmische Heiterkeit ausbrach. „Anno 1848, als die ersten Gensdarmen unter den Linden spazieren gingen, freuten sich die Jungens, wenn sie so einen grünen Gensdarmen sahen.“ Auch diese Bemerkung rief stürmische Heiterkeit hervor. Von einem der Anwesenden wurde dem Fürsten zugerufen: „Seitdem Durchlaucht von Berlin weg sind, macht die Börse ein schlechtes Geschäft.“ — „Aber Europa steht doch fest,“ war die schlagfertige Antwort des Fürsten, die jubelnden Beifall hervorrief.“ —

Selbstverständlich erfahren wir auch, wie der große Staatsmann ausgesehen, „außerordentlich frisch und leicht röthlich gebräunt“, sowie daß er „eine grau-braune Reisemütze mit vorstehendem Schirm und einen langen dunklen Reiseüberzieher“ getragen. —

Und das alles berichtet das Bismarck'sche Leiborgan in einem über drei Spalten gehenden Telegramm, als handle sich's um welterschütternde Ereignisse. Der rechtschaffene, vernünftige Mensch aber wird sich abwenden von solch elendem Personenkultus, der doch nur gewissen politischen Zwecken dienen soll.

Die Unterdrückung der Sozialdemokratie läßt im gelobten Lande Sachsen sich auch ohne Sozialistengesetz ganz vortrefflich an, wie folgender Fall zeigt:

In Löbau meldet ein Arbeiter eine öffentliche Versammlung an, in welcher ein Genosse aus Dresden über den sozialdemokratischen Parteitag in Halle referiren sollte. Der Stadtrath aber (Rücklich ist der Name des Mannes) **verbot** auf Grund § 5 des sächsischen Vereinsgesetzes vom 22. November 1852 die Versammlung. Zu der Begründung dieses Verbots heißt es wörtlich:

„Die Versammlung ist im Anmeldeschreiben ausdrücklich als sozialdemokratische Parteiversammlung bezeichnet, der bestellte Referent ist sozialdemokratischer Agitator und der Einberufer notorischer Sozialdemokrat, der an erster Stelle auf die Tagesordnung gesetzte Gegenstand behandelt den sozialdemokratischen Parteitag in Halle, die Versammlung selbst ist sonach lediglich dazu bestimmt, sozialdemokratische Zwecke zu verfolgen, Anhänger für die Sozialdemokratie zu gewinnen, sozialdemokratische Anschauungen und Grundsätze zu verbreiten. Da nun die Sozialdemokratie die Monarchie abschaffen, die jetzt bestehende Staatsverfassung umstürzen, das Privateigenthum aufheben will, diese und andere zur Genüge bekannte Zwecke aber auf gesetzlichem Wege nicht, sondern nur durch Uebertretung der jetzt bestehenden Gesetze erreichen kann, zur Anwendung ungesetzlicher Mittel auch sich des Oefteren, so z. B. durch Abänderung ihres Parteiprogramms, geneigt und bereit gezeigt hat, da sie weiter mit erbitterter Feindschaft die Kirche, die Ehe, den Gottesdienst, die Religion bekämpft und abzuschaffen bestrebt ist, Alles in den Staub herabzieht, was für Richtangehörige der Sozialdemokratie heilig und ehrfurchtgebietend ist, da sie weiter den Vertragsbruch fördert und rechtfertigt, die verschiedenen Bevölkerungsklassen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise gegeneinander aufhetzt, so verfolgt die Sozialdemokratie ungesetzliche und unsittliche Zwecke, ist daher eine sozialdemokratische Versammlung an sich schon jederzeit eine solche, welche den Zweck hat, zu Gesetzesübertretungen und unsittlichen Handlungen aufzufordern oder geneigt zu machen bez. solche Handlungen zu begehen. Hieran hat auch die Aufhebung des Sozialistengesetzes in keiner Weise etwas geändert, denn es ist durch die Aufhebung desselben die sozialdemokratische Partei noch keineswegs zu einer rechtlich

---

Herr Tobiasson.

Eine Weihnachtsgeschichte von E. Ahlgren.
Deutsch von J. Nogon.

(Nachdruck verboten.)

„Du bist immer ein Esel gewesen,“ sagte Herr Tobiasson am Morgen des Weihnachtsabends zu sich selbst, indem er das Rasirmesser aus der Hand legte und im Spiegel prüfte, ob sein Werk gelungen sei. Er sah lange das alte Gesicht an, welches aus dem Spiegel heraus ihn mit nicht geringerer Aufmerksamkeit beobachtete.

Ja, Herr Tobiasson war ein arger alter Esel — das wußte er. Aber er konnte nicht begreifen, warum er es sein sollte. Er hatte von Kindesbeinen an gesucht, klug und verständig zu sein, wie es alle Anderen waren. Aber es war ihm nicht geglückt. Und darum stand er nun da und betrachtete sein Gesicht, als ob er dort eine Antwort auf die Frage finden könnte, welche er sich stellte. Das Gesicht sah indessen so aus, als ob es einem ganz intelligenten alten Herrn gehörte. Deshalb glaubte auch Niemand, daß er ein Esel war. Und das war gut.

Es war ein drolliges Gesicht. Es konnte lang und wieder kurz werden. Es hatte weiche, bewegliche Züge, wie aus Kautschuk. Der Mund war zusammengedrückt, als ob man ihn durch einen Stoß unter das Kinn geschlossen hätte; die Nase war klumpig und groß, das Ganze mit drolliger Majestät beherrschend. Das Haar lag in dünnen Streifen über den kahlen Schädel hinaufgezogen, zur Bedeckung der Blöße; aber von den Ohren weg wuchs es rund um den Nacken in kurzgeschnittenem stahlgrauen Reichthum.

Aus diesem Gummigesichte lachten ein paar helle Augen, geschützt von vorhangähnlichen, runzlichen Lidern. Durch eine böse kleine Falte um den einen Mundwinkel im Vereine mit dem Zusammenkneifen eines Auges konnte dieses Gesicht zur Verkörperung altersschlauer Verschmitztheit verwandelt werden. Herr Tobiasson wußte dies und er wußte auch, daß dies sein Glück war; denn darin lag seine einzige Wehr, wenn die Dummheit durchbrechen wollte.

„Jaha-ja,“ sagte er und betrachtete das gutmüthige alte Gesicht mit seinen vielen Wellen, Falten und Runzeln.

Dieses „Jaha-ja“ war für ihn eine Art Gesellschaft. Es konnte auf Alles antworten und Alles ausdrücken. Ganze Tage konnten vergehen, ohne daß er einen andern Umgang hatte. Aber es konnte so auch genügen, denn eigentlich bestand er aus zwei Wesen. Und das war es eben, was ihn ärgerte.

Er hatte den weiten Umzug von Lund nach Stockholm gemacht, blos um den einen von den zweien los zu werden. Aber der Ueberflüssige hatte die Reise mitgemacht und war da, wie vorher — das erkannte Herr Tobiasson. Darum zog er sein Gesicht zusammen, sodaß der Mund ein einziger Strich wurde und das Kinn sich gegen die Nase emporhob. Von den Augen war kaum eine Spur zu sehen; die Vorhänge waren herabgelassen. Herr Tobiasson kratzte sich im Nacken, wo noch etwas zu kratzen war. Ja, zwei Wesen waren in ihm. Das eine ein alter Narr, der nicht unterlassen konnte, die ganze Welt zu lieben; das andere ein eingefleischter Skeptiker, welcher über diese Empfindsamkeit hohnlachte.

Wo immer Herr Tobiasson Jemandem begegnete, welcher Hülfe bedurfte, gleich war der Narr da und forderte, daß er bereit sein solle. Und wenn Herr Tobiasson bescheiden einwandte, daß Jeder für sich selbst sorgen müsse, wie er könne — so bekam er seinen Plagegeist zu fühlen. Denn der ließ nicht nach. Er konnte den armen Mann ganze Nächte hindurch wach halten; er blies ihm in die Ohren, daß er ein verstockter alter Sünder sei; ja er verbitterte ihm jeden Bissen Essen und ließ ihn fühlen, als ob er denselben Anderen gestohlen hätte.

Wenn Herr Tobiasson schließlich so gequält war, daß er es nicht mehr aushielt, dann that er dem Narren den Willen. Aber nun kam die Reihe an den Skeptiker! Und hatte Herr Tobiasson es vorher heiß gehabt, so wurde es jetzt noch viel schlimmer. Denn der Skeptiker war weit raffinirter als der Narr, und er verstand das Ganze so grundlächerlich zu machen, daß Herr Tobiasson sich die Augen ausschämen wollte. Er hetzte den armen Mann mit seinem Hohn, marterte ihn mit Selbstvorwürfen und zeigte ihm mit mathematischer Genauigkeit, wie ein gewisses kleines Vermögen durch die bodenlose Tasche der Wohlthätigkeit fortrinnen würde, ohne einem gewissen alten Herrn etwas Anderes zurückzulassen, als das Bewußtsein, wie ein Narr gewirthschaftet zu haben. Das Schlußgemälde war immer Herr Tobiasson als Armenhäusler in zauberischer Beleuchtung.

Mit diesem Bilde konnte der Skeptiker Herrn Tobiasson wüthend machen. In seiner Verbitterung schimpfte der alte Herr auf den Narren, ballte die Faust ihm sozusagen vor der Nase und sagte, daß er keine Prise Tabak werth sei.

Aber nichts half. Die Zwei fuhren fort, sich um ihn zu reißen, und er hätte gerne Alles hingegeben, nur um Ruhe zu bekommen. Er ging stets mit einem heimlichen Gefühle, daß was er Einem gab, er einem Andern nahm. Daran war der Narr schuld. Deshalb beschloß er mit diesem zu brechen; er wollte ihm ganz einfach durchbrennen und Rettung beim Skeptiker suchen.

Diesen klugen Beschluß setzte er mit einer Eile in's Werk, als ob es gelte, einem Erdbeben zu entrinnen. Er verkaufte sein Haus, versteigerte seine Hausgötter und kaufte sich eine Leibrente. In Lund konnte er nicht bleiben; denn jeder mittelloser Student — ja überhaupt jeder Student, welcher sich in einer „zufälligen“ Klemme befand, war eine Falle. Und die Gassen wimmelten davon.

Nach Stockholm kam er an einem unfreundlichen Dezembermorgen, während die Stadt im Schlafe lag. Es war ihm ein Genuß, daß Alles so fremd und kalt aussah. Hier würde er seine Ruhe haben. Seine Bücher und seine Musik sollten seine Welt sein. Den Studentengesang gab er dem Teufel; hier hatte er die große Oper.

Auf seiner Jagd nach einer Wohnung hatte er zwei wohleingerichtete Zimmer gefunden, welche ungleich den anderen besichtigten waren. Er hatte blos zu bemerken gebraucht, daß im inneren Raum ein Ruhebett angenehm wäre; und dasselbe war sogleich herbeigeschafft worden.

Die Wirthin war eine freundliche Frau, und schrecklich ängstlich, daß Herr Tobiasson unzufrieden werden und fortziehen könnte.

In seiner damaligen Stimmung that ihm diese Demüthigung wohl, denn sie ließ ihn sich als einen hartherzigen Alten fühlen, welcher sich um nichts anderes als seine eigene Bequemlichkeit kümmerte. Er versäumte keine Gelegenheit, sich als solchen hinzustellen. Es sollte mit dem alten Leben ein Ende haben — unbedingt!

Er fürchtete ordentlich, für seine Wirthsleute ein Interesse zu fassen.

Aber jetzt — wie er dastand und sein frischrasirtes Gesicht besah — jetzt hatte er doch die Geschichte dieser Menschen so deutlich in seinem Kopfe, wie in einem offenen Buch. Er hatte sie Stück für Stück erfahren, ohne daß sie selbst davon wußten; durch aufgeschnappte Worte, durch die Frau, durch das Mädchen, durch die Kinder, selbst durch die Möbel, welche er benutzte. Denn gegen seinen Willen war Herr Tobiasson ein sehr aufgeweckter und sehr neugieriger alter Herr.

Er wußte, daß seine Wirthsleute ein hübsches kleines Heim gehabt, das sie selbst erarbeitet hatten — sie als Näherin, er als Handelsgehülfe. Seitdem sie sich verheirathet und ein eigenes Geschäft errichtet hatten, war ihnen Alles wohl gelungen, bis eine Geschäftsstockung kam und der Mann durch eine Bürgschaftsleistung Alles verlor, was sie erspart hatten. So hieß es von Neuem beginnen. Um sich ein Einkommen zu verschaffen, griffen sie dazu, ihre besten Zimmer zu vermiethen; und Alles, was ihnen an Einrichtung übrig geblieben war, wurde dazu verwendet, diese Räume so verlockend als möglich zu machen. Sie selbst mit den Kindern hatten sich in das Schlafzimmer zusammengepfercht. Herr Tobiasson hatte einmal einen Blick dorthinein geworfen: so gut als leere Wände, ein verblichener Stuhl, ein nackter Tisch, die ärmlichen Bettstellen und im Uebrigen die reine, unverhüllte Noth. Das Einzige, was sie zu retten gesucht — des Mannes Ruhebett —, darnach hatte er seine Krallen ausgestreckt, blos weil er Geld hatte und sie keins. War darin Gerechtigkeit? Und da ging er — der alte Faulpelz, der er war! — und schwelgte im Ueberflusse, während Andere sich für die Ihrigen wie Sklaven abrackern mußten. War er nicht ein Kukuk im Singvogelnest? . . . Ein unverschämter alter Kukuk! War er nicht ein Eindringling und Blutsauger?

Er hatte den Spiegelschrank der Frau und den Schreibtisch des Herrn, und ihr bester Teppich lag zum täglichen Gebrauch unter seinen Füßen. Und mußte sich nicht der Herr wie ein Dieb in seinen eigenen Flur hinausschleichen, um sein eigenes Klavier zu hören, wenn Herr Tobiasson auf demselben zu spielen geruhte! Und konnten die armen Jungen sich eine einzige frohe Stunde machen, ohne daß sie gleich zur Stille gebracht wurden durch die Worte: „Der alte Herr könnte böse werden!“

Ein Dienstmädchen war im Hause, welches allein schon im Stande gewesen wäre, Herrn Tobiasson graue Haare zu machen, wenn er sie nicht ohnehin gehabt hätte. Für's Erste konnte er nicht begreifen, aus welchem elenden Reste sie das Ding aufgelesen haben mußten; denn es war etwas in seinem ganzen Aussehen, als ob niemals die Sonne darauf geschienen hätte. Zum Andern waren des Mädchens Kleider so dünn und armselig, daß Herr Tobiasson schon vom bloßen Ansehen fror. Und dann war es stets so schüchtern, am meisten gegen ihn selbst; und es streckte immer den Kopf so vor, als ob es das erstbeste Mauseloch suchte, um sich darin zu verkriechen. Er bemerkte, daß man es niemals zu ihm hineinkommen ließ, ohne daß es erst eine Art Toilette gemacht hatte, welche darin bestand, daß es sein krauses Haar mit Wasser kämmte und eine verblichene und ausgewaschene Schürze vorband, welche dünn und steif wie ein Stück Papier war. An Schneertagen konnte er das arme Mädchen in einer noch schlimmeren Kleidung über den Hof laufen sehen. Herr Tobiasson hatte seine Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet, daß in den einen Oberarm der dünnen Baumwolljacke ein dreieckiges Loch gerissen war, so daß die bloße Haut durchsah. Wenn ein richtiger kalter Tag war — und solche gab es viele im Winter — dann ging dieser Riß Herrn Tobiasson gar nicht mehr aus dem Sinn. Er sah ihn, wo er ging und stand und konnte an nichts Anderes denken, als wie die Kälte in diese nackte Haut beißen, unter dünnen Kleidern den Körper entlang kriechen, die blaugefärbten Glieder durchfrösteln, die bebenden Nervenfäden strecken, durch jede Pore, durch Mark und Bein bis in die Seele hinein dringen mußte — diese bittere Kälte, welche sogar durch seinen dicken Wintermantel drang. Es war um verrückt zu werden, immer zu fühlen, wie das Mädchen fror! Und Niemand schien es zu sehen außer ihm — Alle konnten es so gehen lassen! Nur er nicht!

War es nicht, um wahnsinnig zu werden! Was ging es ihn an, wenn Andere froren? Er hatte es sich hundert Mal gesagt, und doch kam er sich wie ein verworfenes Wesen vor, weil er wagte, Geld zu haben, während die Noth vor seiner Thüre ging.

Welche Qual mußte darin liegen, reich zu sein, wenn man es schon bei einer bescheidenen Leibrente so fühlen konnte!

Er hatte beabsichtigt, den Abend so angenehm zu feiern, allein mit einer Flasche Johannesberger und seiner Musik; er hatte neue Noten bekommen, eine ganze Ladung, die er so recht genießen wollte. Und nun kam dies und zerstörte seine Freude! Es war der Narr — nur der verdammte Narr, der Schuld daran war. Er hatte zu Herrn Tobiasson gesagt: „Du kannst ausgehen, wohin Du willst; Du kannst sagen, daß Du eingeladen bist, in der Stadt herumspazieren und einen Bissen in einer Wirthschaft essen. Was schadet Dir das? Und dann kannst Du den Leuten die Wohnung überlassen, den Kindern Spielsachen, dem Mädchen einen Kleiderstoff und der Frau irgend etwas kaufen. Du kannst Dich fernhalten, so daß es wieder ist, wie wenn sie ihr kleines Heim hätten, und wie wenn Alles wie früher und kein Eindringling da wäre. Das kannst Du thun.“

(Fortsetzung folgt.